

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 47 (1967-1968)
Heft: 1

Buchbesprechung: Bücher

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 24.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

BÜCHER

DIE LANDESVORTEIDIGUNG DER SCHWEIZ

Im Hinblick auf die damals neue Militärorganisation von 1874 publizierte Oberstkorpskommandant *Joachim Feiß* 1873 eine Gesamtdarstellung über das «Wehrwesen der Schweiz», dessen dritte und letzte Auflage von Oberst *Johannes Isler* redigiert in den Jahren 1914/15 herauskam. Auch die «Schweizerische Heereskunde» von Oberst *Karl Egli* erschien mit ihrer zweiten Auflage noch während des ersten Weltkrieges, während das «Handbuch für den schweizerischen Wehrmann» von Oberst *Hans Staub* erst 1925 herauskam. Kurz vor dem zweiten Weltkrieg brachte dann *Karl Brunner* seine «Heereskunde» heraus, deren letzte Auflage 1953 erschien. Jede dieser Publikationen und jede Neuauflage war naturgemäß immer wieder revidiert und auf den neuesten Stand der Entwicklung gebracht worden.

In diesem Sinne ist die vorliegende Ausgabe über «Die Landesverteidigung der Schweiz», die den Stand bis Anfang 1966 berücksichtigt, die notwendige Fortsetzung der Heereskunde des Autors¹. Der Untertitel «Systematische Darstellung und Handbuch» sagt klar, um was es sich handelt: eine sachlich aufgebaute Darstellung des gesamten Verteidigungswesens der Schweiz, dargestellt an Hand von Verfassung, Gesetz und Verordnung, sowie der völkerrechtlichen Situation hinsichtlich Neutralität und Kriegsrecht auf Grund der internationalen Verträge und Abkommen. Während zum Beispiel die periodischen Sammelbände des Militäramtsblattes naturgemäß auch alle irgendwie kodifizierten Einzelheiten enthalten, hat sich *Karl Brunner* bemüht, in sachlich gegliedertem Aufbau das darzulegen, was ihm wesentlich erschien, ohne aber den militärischen Grundsatz «Soignez les détails» zu vernachlässigen. Dabei geht sein Handbuch weit über das rein Militärische hinaus und kann deshalb als eine umfassende Dar-

stellung unserer Landesverteidigung im weitesten Sinne bezeichnet werden: Zivilschutz, wirtschaftliche Landesverteidigung sowie das internationale Neutralitäts- und Kriegsrecht werden ebenso sorgfältig behandelt.

Eine à jour gebrachte Neuausgabe der Heereskunde entsprach einem allgemeinen Bedürfnis und ist sehr zu begrüßen. Die systematische detaillierte Darstellung der gesetzlichen Grundlagen des Zivilschutzes und eine geraffte Gesamtübersicht über die wirtschaftliche Landesverteidigung ist wohl einmalig und entspricht geradezu einer Notwendigkeit. Denn diese Gebiete sind im allgemeinen viel zu wenig bekannt. Es ist eindrucklich, an Hand der sorgfältigen Darlegung von Gesetz und Verordnung zu sehen, wie viel stille und wenig attraktive Arbeit auf diesen lebenswichtigen Gebieten bereits geleistet worden ist. Es ist aber auch besorgniserregend, zu sehen, wie unendlich viel davon erst auf dem Papier steht und immer noch auf seine Verwirklichung wartet.

Der letzte Teil der Publikation orientiert auf Grund der internationalen Verträge, angefangen vom Haager Landkriegsabkommen von 1907 bis zum Haager Abkommen über den Schutz von Kulturgut von 1954, über das Kriegsrecht. Das Bestreben, den menschlichen Kampf durch bestimmte Regeln in gewissen Grenzen zu halten, ist wohl so alt wie der Kampf selber. Leider aber war in allen historischen Epochen diesen Bestrebungen doch nur ein sehr bedingter Erfolg beschieden, weil Religionskriege und ideologische Kriege, Bürgerkriege und Revolutionen in ihrem fanatischen Eifer «höhere Interessen» sahen, oder auch einfach, weil die alte Fabel von Lafontaine immer noch gilt: «la raison du plus fort est toujours la meilleure». Trotzdem oder gerade deshalb ist es nützlich, wenn diese Regeln immer

wieder publiziert und in Erinnerung gerufen werden.

Das vorliegende Handbuch ist naturgemäß weitgehend eine Darstellung von Gesetz und Verordnung. Trotzdem nimmt Karl Brunner erfreulicherweise zu einzelnen aktuellen Problemen auch persönlich Stellung. So unterstreicht er die Notwendigkeit einer zentralen Leitung der totalen Landesverteidigung, deren Teilgebiete zur Zeit noch völlig unkoordiniert bei den einzelnen Departementen liegen. Hier wäre im Rahmen der Vermehrung der Bundesräte neben dem Militärdepartement an ein Landesverteidigungsdepartement zu denken. Karl Brunner weist auch auf die recht mangelhafte Spitzengliederung unserer Armee im Frieden hin und fordert außer dem allgemein verlangten Rüstungschef vor allem auch einen Armeeinspektor, wie er schon vor dem Kriege vorgesehen war und dann kurz nach Kriegsende unter etwas eigenartigen persönlichen und psychologischen Einflüssen raschestens wieder abgeschafft wurde, bevor er zum Zuge kam. Es darf auch hervorgehoben werden, daß der Autor im Zeitalter der totalen Landesverteidigung vorbehaltlos für die volle staatsrechtliche Anerkennung der Frau eintritt und zu manchen Detailfragen kritisch Stellung nimmt, so zum Beispiel wenn er eine sorgfältigere Rekrutierungsmethode fordert, um die Zahl der nachträglich Ausgemusterten weiter zu reduzieren.

In der Einleitung und den ersten Kapiteln legt Karl Brunner die wesentlichen Grundlagen und die Grundsätze der geistigen und militärischen Landesverteidigung und des Einsatzes des Heeres dar. Man kann diesen im allgemeinen nur zustimmen. Trotzdem sei es gestattet, hier einige kritische Bemerkungen beizufügen. So möchte es scheinen, als ob der enormen Bedeutung der Atomwaffe doch etwas zu wenig Beachtung geschenkt wurde. Wenn auch unsere eigene Landesverteidigung damit aus verständlichen Gründen nicht Schritt halten kann, so ist zum mindesten eine eingehende und gründliche geistige Auseinandersetzung mit ihr eine absolute

Notwendigkeit. Ob wir wollen oder nicht: die Möglichkeit eines vollen Atomkrieges auf höchster Stufe, aber auch der atomare Waffeneinsatz «nur» auf dem operativen und taktischen Gefechtsfeld sind leider ebenso denkbar wie die reine atomare Erpressung. Das sind Grundfragen der Landesverteidigung, die in ihrer Totalität weit über das rein militärische hinausreichen und mit denen wir uns auch dann befassen müssen, wenn wir noch keine Lösung sehen. An einem andern Ort warnt der Autor vor einem «strategischen Bewegungskrieg». Das ist in dieser Formulierung sicher richtig, man übersehe aber nicht, daß gerade die Atomgefahr zur Beweglichkeit zwingt und daß mit oder ohne Atomwaffeneinsatz im sogenannten Infanteriekampf der bewegliche Panzer auch heute noch eine dominierende Rolle spielt, wenn dieser nicht gerade abseits der Straßen im Gebirge, Dschungel oder Urwald geführt wird. Der Verfasser bezeichnet es als gefährlich, von der vorgefaßten Meinung auszugehen, eine «Entscheidungsschlacht» schlagen zu wollen, und sagt, das letzte Ziel des Heeres sei, tapfer zu kämpfen und die Fahnenehre zu wahren. Es bleibt der Kriegsgeschichte vorbehalten, festzustellen, welcher Kampf entscheidend war. Für den Kämpfenden aber dürfte die «Entscheidungsschlacht» diejenige sein, bei welcher er nicht um des Kampfes willen, sondern mit seinem eigenen höchsten und letzten Einsatz seinen Auftrag erfüllt. Er muß dabei vom festen Glauben beseelt sein, daß dieser Einsatz absolut notwendig ist, und daß gerade davon das Schicksal unseres Landes abhängt. Es ist zwar wenig wahrscheinlich, daß die Schweiz einen Krieg allein führt und daß dieser letztlich auf unserem Boden entschieden wird. Aber jeder Waffenerfolg und jeder Verlust, den wir dem Feinde zugefügt haben, zählt irgendwie direkt oder indirekte mit, wenn der Sieg errungen wird. Der Staatsmann mag einen annehmbaren Frieden anstreben und auch vernünftigerweise abschließen, der Soldat aber kämpft in jedem noch so kleinen Gefecht um den Sieg.

Es ist ohne weiteres zu erwarten und zu hoffen, daß das sorgfältig auf den heutigen Stand der Gesetzgebung gebrachte Werk nach einigen Jahren eine der Weiterentwicklung angepaßte Neuauflage erfahren wird. Im Hinblick darauf darf schon heute die kleine Anregung gemacht werden, die Systematik sowohl in ihrem Aufbau als auch in ihrer Darstellung zu überprüfen. So könnte zum Beispiel der staatsrechtliche Aufbau des Heeres, die Dienstpflicht, die Organisation und die Ausbildung in einem eigenen Kapitel behandelt werden, statt unter dem Kapitel «Einsatz des Heeres zur Handhabung von Ruhe und Ordnung im Innern der Schweiz». Die Gliederung des Textes würde an Übersichtlichkeit gewinnen, wenn sie sich graphisch zum Beispiel der so handlichen Darstellung des Taschenbuches für schweizerische Wehrmänner annähern würde, aus welchem auch einzelne Textteile und

die meisten Bilder übernommen worden sind. Schließlich sollten bei der Erwerbsausfallentschädigung die durch Bundesgesetz vom 19. Dezember 1963 erhöhten Ansätze berücksichtigt werden.

Das vorliegende Handbuch ist eine sehr verdienstvolle Publikation, die zweifelsohne ein willkommenes Hilfsmittel sein wird für jeden, der sich mit der gesetzlichen Grundlage unserer Landesverteidigung im weitesten Sinne beschäftigt.

Edmund Wehrli

¹Karl Brunner: Die Landesverteidigung der Schweiz. Systematische Darstellung und Handbuch der geistigen, militärischen und wirtschaftlichen Landesverteidigung, des Zivilschutzes und der völkerrechtlichen Pflichten aus Neutralitäts- und Kriegsrecht. Verlag Huber, Frauenfeld und Stuttgart 1966.

LANGFRISTIGE WIRTSCHAFTSPOLITIK IN WESTEUROPA

Die «Planifikation» als eine Form der gesamtwirtschaftlichen Planung hat sich im Laufe der vergangenen Jahre ins Zentrum der wirtschaftswissenschaftlichen und wirtschaftspolitischen Probleme zu schieben vermocht. Zahlreiche Länder der freien Welt, so vor allem Frankreich, die Niederlande, Belgien, Skandinavien und Italien sowie Großbritannien haben Planifikationskonzepte verwirklicht oder sind auf dem Wege, unter diesem Titel die Grundlagen einer *gesamtwirtschaftlichen Planung* zu legen. Außerdem schickt sich die EWG an, auf dem Boden einer mittelfristigen Programmierung Grundprinzipien der Planifikation in ihren wirtschaftspolitischen Apparat einzubauen. Besonders angezogen durch die Ideen der Planifikation fühlen sich die Entwicklungsländer.

Der Begriff der «Planifikation» ist weder in der Wissenschaft noch im wirt-

schaftspolitischen Gebrauch gefestigt. Er rivalisiert mit andern Ausdrücken wie etwa Programmierung, Projektion, gesamtvolkswirtschaftliche Planung usw. Versucht man, den Begriff «Planifikation» in seinen weitesten Konturen einzufangen, so wird man ihn etwa als die Summe all jener Anstrengungen bezeichnen können, die national oder international darauf angelegt sind, die Wirtschaftspolitik in einer gesamtvolkswirtschaftlichen Schau in eine umfassende, makro-ökonomisch determinierte Planung zu integrieren, die auf verschiedene Zielsetzungen ausgerichtet sein kann. «Planifikation» beinhaltet somit die Steuerung des wirtschaftlichen Ablaufs in einer bestimmten, als wünschenswert erachteten Richtung.

In dem Buch *Langfristige Wirtschaftspolitik in Westeuropa. Die neuen wirtschaftspolitischen Konzeptionen und ihre Proble-*

matik legt *Karlheinz Kleps*, Privatdozent an der Universität Bern, eine begriffliche und sachliche Bestandaufnahme der nationalen Konzeption der langfristigen Wirtschaftspolitik Frankreichs, Belgiens, Großbritanniens, Italiens, Norwegens, Schwedens und Hollands vor¹. Die soziale Marktwirtschaft und die umstrittene Wirtschaftsprogrammierung in der EWG werden den nationalen Konzeptionen gegenübergestellt. «Mit der vorliegenden Arbeit ist der Versuch unternommen worden, die bisher in Westeuropa auf nationaler und internationaler Ebene entwickelten gesamtwirtschaftlichen Planungs- oder Programmierungskonzeptionen von ihrer jeweiligen Begründung her zu erfassen, sie in den Zusammenhang der jeweils unterschiedlichen ökonomischen und außerökonomischen Bedingungskonstellation zu stellen, ihre methodischen Besonderheiten aufzuzeigen und — worauf schließlich besonderes Gewicht gelegt wird — ihre quantitativen und qualitativen Zielsetzungen mit den jeweils realisierten Werten und den tatsächlichen Entwicklungstendenzen der bisherigen Planpolitik zu konfrontieren.»

Kleps geht in dieser umfangreichen Arbeit jeweils von einer ausführlichen Situationsanalyse aus, erarbeitet die Planziele und kommt dann zu Urteilen über die «Effizienz» der bisherigen nationalen langfristigen Wirtschaftsplanungen. Eine

besonders eingehende Darstellung und Kritik findet die soziale Marktwirtschaft («Die Konzeption der sozialen Marktwirtschaft und die Wirtschaftspolitik in der Bundesrepublik Deutschland»).

Die bisherigen Erfahrungen zeigen, wie sehr die Realität der Planung von den Argumenten und Thesen abweicht, mit denen ihre Notwendigkeit begründet, ihre Einführung postuliert, ihre Zielsetzungen propagiert und ihre Vorzüge gepriesen werden. Der Autor kommt zum Schluß, daß die bisher praktizierte, empfohlene oder geforderte langfristige Planung zu meist als «Rahmenplanung» bezeichnet wird, die sich auf die volkswirtschaftlichen Kreislaufgrößen, die großen Sektoren der Wirtschaft, die förderungsbedürftigen Regionen und die soziale Infrastruktur beschränkt.

In der gelungenen systematischen Darstellung des umfangreichen Materials steckt eine große wissenschaftliche Leistung. Der Verfasser kommt zu eigenen Thesen und kommentiert das Material zum Teil kritisch. Die Untersuchung bildet auf dokumentarischem Gebiet erstmals in dieser Art eine Zusammenstellung wohl aller wesentlichen Aspekte der Planung.

Toni Föllmi

¹ Verlag Rombach, Freiburg, 1966.

MUSIL IN DER SCHWEIZ

In der Wiener Zeitschrift «Neues Forum» (Febr. 1967, Heft 158) schreibt Hans Mayer über seine Begegnungen mit Robert Musil; im gleichen Blatt hat schon früher Ignazio Silone seine Erinnerungen an den Dichter veröffentlicht (Febr. 1965, Heft 134). Beide trafen Musil, selber Emigranten, zum ersten Mal in der Schweiz, und so dürfte ein Vergleich ihrer Äußerungen auch in Hinsicht auf die gegenwärtige Aktualität jener Epoche aufschlußreich sein.

Kurt Hirschfeld und Efraim Frisch waren es, welche eine erste Zusammenkunft Silones mit Musil in die Wege leiteten, im März 1939 in Zürich. Musil gab damals für seine Emigration einen merkwürdigen und bei genauerer Hinsicht bedeutungsvollen Grund an. Silone stellte nämlich fest, daß der Dichter der Politik «vollkommen indifferent» gegenüberstand, sich überhaupt nicht darum kümmerte und «sehr wenig davon verstand». Die Emigranten aber waren größtenteils Politiker oder Juden. So fragte er ihn denn, warum er Wien überhaupt verlassen habe. «Aus einem sehr einfachen Grunde», erwiderte Musil, «meine Leser und Kritiker waren fast durchwegs Juden. In den letzten Jahren sind sie nach und nach alle abgereist. Hätte ich allein zurückbleiben sollen, und wozu?»

Silone geht auf den tieferen Sinn dieser Bemerkung nicht weiter ein; bei Mayer aber findet sich ein Satz, der hier wohl einiges erhellt. Er schreibt: «Zu Ulrich gehörte Kakanien: zur Eigenschaftslosigkeit paßte die geschichtliche und gesellschaftliche Eigenschaftshülle.» Und zwar versteht dies Mayer als ein Verhältnis von höchster Spannung, in der sich langsam, aber stetig der Roman kristallisiert. Mit dem politischen Umsturz hatte Musil diese «Eigenschaftshülle», hatte er nicht nur die Leser, sondern wohl vor allem auch die stimulierenden Gegner verloren. Arnheim, resp. dessen Vorbild Rathenau, konnte

als gleichsam eigenschaftsbefrachtete Person zum fruchtbaren Objekt des Erzählers werden, zum unerschöpflichen Gegenstand seiner kreativen Verachtung; für die stumpfe Brutalität der neuen Machthaber aber fand sich in diesem letztlich sehr aristokratischen Roman kein Platz. Es gab zwar Moosbrugger, als eine fast exotische Figur aus dem Bereiche jener, die «drunten sterben»; aber Moosbrugger im Komitee der Parallelaktion (beispielsweise), das hätte das ganze delikate Gewebe des Romans zerrissen. So mußte die Spottgeburt einer neuen Gesellschaft ausgeklammert werden, im Roman wie im Leben — es gab ja keine Trennung zwischen den beiden —, so mußte Musil emigrieren. Eine weitere Anekdote Silones bestätigt diese apolitische, ganz auf sein Werk bezogene Haltung: «Bei Beginn des Krieges kamen ich und andere häufig mit ihm zusammen. Wir sprachen von nichts anderem als dem Krieg, Musil aber blieb völlig ungerührt. . . . Er fühlte schließlich unser Erstaunen über sein Verhalten und meinte, es uns erklären zu müssen. «Es ist die Sintflut», sagte er schlicht, «gegen die Sintflut ist man machtlos.» Für sich hatte er eine Arche gegen diese Sintflut gebaut: die ununterbrochene Arbeit an seinem Roman.»

Aber diese Arche war leck. Die Hoffnungen, die er auf das Exil gesetzt hatte, waren trügerisch. Er wurde nun, was Grillparzer in Konstantinopel von sich selbst sagte, ein «Mensch, der nur zwei Fremden und keine Heimat hat». Die große, endgültige Schaffenskrise begann.

In beiden Berichten wird mehrfach auf die tiefe und andauernde Depression Musils in der Schweiz hingewiesen. Mayer spricht von einem «Zustand der Unruhe und Ratlosigkeit», sogar von einem «Versickern des Lebens»; Silone erinnert sich an fortwährende Klagen über Einsamkeit und meint, es habe sich dabei weitgehend um

eine «selbst auferlegte Isolierung» gehandelt: «Diese Selbstisolierung steigerte sich ins Absurde: so lebte zum Beispiel während der ganzen Dauer des Aufenthaltes Musils in der Züricher Mühlebachstraße nur ein paar Häuser weiter, in der Pension Delphin, James Joyce; trotzdem kamen die beiden nie zusammen, und jeder von ihnen bekundete nicht das geringste Interesse für den andern. . . . (Musil) lebte in seiner Arbeit wie in einem freiwilligen Gefängnis. Die Umwelt ließ ihn indifferent.»

Depression und Schwierigkeiten mit dem Roman hingen demnach ursächlich zusammen; die Frage ist nur, welche Sache die andere bewirkt hat. Und hier muß nun auch von der materiellen Lage des Emigranten Musil gesprochen werden, von der so häufig — und nicht ohne Anklage — die Rede ist. Die Aussagen von Silone und Mayer gehen in diesem Punkte deutlich auseinander. Mayer: «Dabei fehlte es an allem in jenem Häuschen vor den Toren Genfs»; Silone: «Trotzdem fehlte es Musil nie am Nötigsten.» Nun ist allerdings der Begriff des «Nötigsten» recht variabel, und Silone gibt denn auch zu, daß Musils Frau und Fritz Wortuba, zusammen mit Pfarrer Lejeune, oft genug um den Erfolg ihrer Hilfsaktionen zu zittern hatten. Andererseits wendet er sich ziemlich scharf gegen verallgemeinernde Darstellungen: «Es ist ungerecht, immer wieder zu behaupten . . . , Musil habe in der Schweiz Hunger gelitten und in unwürdigen Quartieren gehaust . . . Musil bewohnte in Genf eine zwar kleine, aber komfortable Villa mit einem Gärtchen. — Es ist auch an der Zeit, die Scherereien zu entdramatisieren, die wir Flüchtlinge — und Musil mit uns — durch die schweizerische Fremdenpolizei zu erdulden hatten.» Darauf folgt eine nüchterne Analyse dieser Behörde, so nüchtern, daß sie einen allerdings mehr beschämen kann als jede noch so leidenschaftliche Attacke. Die Fremdenpolizei erscheint als Organisation von perfekter Pedanterie, die keine Unterschiede kennt, ob es sich nun um Künstler, Geschäftsleute oder Arbeiter handelt. Eine ihrer Hauptaufgaben sei, «den Wohlstand gegen den

unkontrollierten Zustrom armer Leute zu verteidigen», aber davon könne ein arbeitsloser Tessiner in Zürich ebensogut betroffen werden wie ein politischer Emigrant. Nur eine einzige Gattung von Privilegierten gebe es daher, «jene Ausländer, die über respektable Bankkonten verfügen». — Musil besaß kein Geld. So hatte er sein gestrichenes Maß an ständigen Schwierigkeiten, wie die andern, nicht mehr und nicht weniger.

Viel schärfer spricht Silone vom Verhalten der kulturellen Institutionen der Schweiz gegenüber den Emigranten. Besonders dem «schweizerischen Schriftsteller-Syndikat» macht er Vorwürfe, dessen aktive Mitglieder («wie in andern Ländern auch») die absolut mittelmäßigen gewesen seien. Sie hätten einzig und allein die Wahrung ihrer materiellen Interessen im Auge gehabt, hätten darüber gewacht, daß die Flüchtlinge das Schreibverbot an Schweizer Zeitungen nicht durchbrechen konnten, und sie nötigenfalls angezeigt. «Ich kenne persönlich den Fall einer Schriftstellerin, die wegen der Veröffentlichung einiger Erzählungen in der Basler *«National-Zeitung»* ausgewiesen wurde. Sie fand in Frankreich Zuflucht und fiel dort einige Monate später der Gestapo in die Hände.»

Demgegenüber betont Silone allerdings auch, daß das Versagen der Allgemeinheit immer wieder von einzelnen mit eigenen Mitteln einigermaßen gutgemacht worden sei. «Jeder von uns hat im schweizerischen Exil einige unvergeßliche Erfahrungen mit solchen Menschen gemacht.» Für Musil tat dies Robert Lejeune; das eigentliche Problem, den «Zustand der Unruhe und Ratlosigkeit», konnte allerdings auch er nicht lösen. Denn das lag begründet in der Krise des Romans, die Musil in einem Dauerzustand von fast unerträglicher Irritation hielt. Nebensächliche Geschehnisse konnten dadurch zu Erfahrungen von fürchterlicher Intensität werden. So kam er, wie Mayer berichtet, wochenlang nicht über die Tatsache hinweg, daß man ihm bei einer Lesung aus seinem Werk unfreundlich begegnet war,

und um die Aufnahme in eine lokale literarische Gesellschaft kämpfte er, «als ginge es um seine Existenz». Die regelmäßigen Aufforderungen der Fremdenpolizei, an die Weiterreise zu denken, wurden unter diesen Umständen zu Katastrophen, und die Frage, wohin eine Auswanderung führen sollte, entwickelte sich in analoger Weise zum unlösbaren Problem. Als ihm Mayer vorschlug, sich um ein Visum nach Südamerika zu bemühen, sah Musil ihn mißbilligend an und sagte bloß: «In Südamerika ist Stefan Zweig.» «Dies war beileibe kein Bonmot», schreibt Mayer. «Der große Ironiker war nicht witzig im Gespräch. Er meinte es ernst. Stefan Zweig ... gehörte zur verhaßten Spezies der Groß-Schriftsteller. Wenn jener Stefan Zweig sich irgendwo in Südamerika aufhielt, wurde dadurch ein Kontinent für Musil unbrauchbar.»

Der Dichter glaubte, wie Mayer bezeugt, entschieden daran, den Roman vollenden zu können. Daß dies an sich nicht möglich war, machte sein Leben zur Tragödie — im gewichtigen Sinne des Wortes. Denn «hier gehörte alles zusammen: Mann und Werk. Es gab nur das Werk ... Man wurde den Verdacht nicht los, daß alles Leben, jeder einzelne Moment des jungen wie des alternden Mannes, alle Mathematik und Technik, Ballistik und Erotik, immer nur die Bedeutung von Arbeitsmaterial für den Schriftsteller Musil gehabt hatte». Mayer weist auf den Unterschied hin, der hier zu Kafka und Thomas Mann besteht. Wieviel Autobiographisches Mann auch verwertet habe, es sei doch stets so objektiviert worden, «daß die Gestalten einen epischen Bereich erhielten, den auch ihr Verfasser respektierte». Und Kafka habe ein Ähnliches erreicht, indem er alles

Erlebte «in Parabolik verwandelte». Musils einziges Thema aber war sein eigenes Selbst, und zwar als etwas schlechthin Unbegrenzt, dem innersten Wesen nach Disponibles. (Musil war entzückt über André Gides Vorschlag, die französische Fassung «L'homme disponible» zu nennen.) Deshalb kann Ulrich nicht zu sich selber kommen in der Begegnung mit der Gesellschaft oder in der Liebe, wie es im Bildungsroman geschieht. Weil er disponibel, ohne Eigenschaften ist, kann er nicht über fremde Maßstäbe die eigenen Grenzen finden. Es gibt in ihm keinen archimedischen Punkt: das ist ebensosehr die Voraussetzung des Romans, wie die Suche danach das Muster der Handlung bildet. Würde er ihn finden, dann wäre das Werk geschlossen, aber es höbe sich zugleich selber auf. Hans Mayer spricht von einer «teuflischen Wette», die Musil «als Faust mit sich als Mephistopheles abgeschlossen hatte: einen erfüllten Augenblick zu finden und zu beschreiben, ohne zu verhindern, daß es hinterher mit der Disponibilität ebenso weitergehe wie vorher».

Musil in der Schweiz, das heißt: Ulrich ohne Kakanien. In jener Welt hätte der Roman immer weiter wachsen können, aus der ständigen Grundspannung heraus. Aber an deren Stelle war nun ein kleinlicher Kampf mit pedantischen Ämtern getreten. Kakanien ließ sich nicht in Innerlichkeit transformieren, wenn es zugleich Gegenpol bleiben sollte. So wurde der Roman für den Dichter, um drei Vergleiche Silones zusammenzustellen, zu einer Arche, zu einem Gefängnis und zum Sarkophag eines lebend Begrabenen.

Peter von Matt

ZUR GESTALTUNG DER GEGENWART DURCH DIE LITERATUR

Eine Zusammenkunft von Schriftstellern wurde unlängst unter das Zeichen einiger Worte von Friedrich Dürrenmatt gestellt, von denen die wesentlichsten lauten:

«Was soll der Schriftsteller tun? Zuerst hat er zu begreifen, daß er in dieser Welt zu leben hat. Er dichte sich keine andere, er hat zu begreifen, daß unsere Gegenwart auf Grund der menschlichen Natur notwendigerweise so ist ... Die Welt wird ein ungeheurer technischer Raum werden oder untergehen. Alles Kollektive wird wachsen, aber seine geistige Bedeutung einschrumpfen. Die Chance liegt allein noch beim Einzelnen ... Der Schriftsteller gebe es auf, die Welt retten zu wollen.»

Nun, unser Freund Dürrenmatt, dieser unermüdliche Hecht im Karpfenteich helvetischer Selbstzufriedenheit, will vor allem provozieren und Bewegungsloses in Bewegung bringen. Er kann nicht gründlicher mißverstanden werden als durch den Chor jener Anbeter, die Nonkonformismus par excellence durch Konformismus paralytisieren. Für meine Person, der ich schon vor zwanzig Jahren für den jungen Dürrenmatt gekämpft und mit ihm gerungen habe, ziehe ich es vor, dort, wo ein so guter Fechter bereitsteht, ihm nicht auf beschämende Weise den Kampfplatz allein zu überlassen.

Mein Widerspruch beginnt bereits bei seinem einleitenden Satz, wonach «unser Denken zwangsläufig aus der Domäne des Wortes herausgetreten und mathematisch abstrakt geworden sei», bei seinem Verdacht, «daß die Form der heutigen Philosophie die Naturwissenschaft sei, daß wir uns einer Täuschung hingeben würden, wenn wir glauben, immer noch die alte Philosophie des Wortes in irgendeiner Form aufrechterhalten zu können».

In einem noch nicht gänzlich vergessenen Buche, das man auch das Buch der Bücher zu nennen pflegt, steht geschrieben: Im Anfang war das Wort. Das Wort ist hier Ausdruck des Geistes, ja es ist der Geist selbst. Es ist aber nicht nur alpha,

sondern auch omega — Anfang und Ende alles geistigen Lebens. Auf ihm gründen sich Selbstverständnis, Würde und Berufung des geistigen Arbeiters, der das Wort zu verwalten sucht.

Es ist ein fundamentaler Fehlschluß, zu meinen, die Naturwissenschaft sei die heutige Form der Philosophie. Mit weit mehr Recht könnte man das Gegenteil behaupten. Warum?

Die Harmonie der menschlichen Kultur hat seit dem Ausklang des Mittelalters eine immer tiefere Einbuße erlitten. Mit dem «cogito ergo sum» des Cartesius, dieser selbstbewußten Mündigkeitserklärung des denkenden Menschen, hat eine Entwicklung begonnen, die im menschlichen Gesamtorganismus eine sich immer mehr vertiefende Spaltung bewirkte. Es geht um die Kluft zwischen Denken und Glauben, welche die Einheit zwischen unserem Fühlen und Handeln zerstörte. So erlebt es die Menschheit zunächst, wie ein scheinbar von allen lästigen Fesseln befreiter Geist zu immer glanzvolleren Entdeckungen, Erfindungen und Errungenschaften materieller Art durchbricht. Währenddessen wird der Glaube zu einem belächelten Rudiment, das nur noch als frommer Selbstbetrug der Alten, Kranken und Kindischen eine Funktion zu erfüllen scheint. Was soll auch der Glaube an einen geheimnisvoll unsichtbaren allmächtigen Schöpfer, da doch der Mensch im Begriff ist, die absolute Gewalt über den immer kleiner werdenden Erdball, ja über das näherrückende All auszuüben?

Aber seltsam — es kommt anders. Die Herrschaft über die von uns entfesselten Kräfte entgleitet uns zugleich mit der Herrschaft über uns selbst. Je segensreicher sie gedacht sind, die großartigen neuen Errungenschaften auf dem Gebiete der Wissenschaft, Technik, Wirtschaft und sozialen Organisation, um so erschreckender und vernichtender wirken sie sich in den Beziehungen zwischen den Individuen und Kollektiven einer selbstsüchtigen, haßerfüllten Menschheit aus. Immer mehr

verlieren wir die Kontrolle über die Auswirkung unseres Forschens und Handelns.

Wie könnte es anders sein, da wir nicht mehr das «Übersinnliche» hinter den Dingen erkennen, den Schöpfergeist, aus dem sie geschaffen sind? Die Geschlechter, die den Glauben und die ihm allein entspringenden Gesetze der Ethik nur noch als äußerlich notwendige Fassade, im Innersten jedoch als belächelnswertes Hindernis für das praktische Fortkommen im Leben ansehen, müssen ratlos in einem Abgrund versinken, den sie durch Aufreißung der Lebensfundamente selbst geschaffen haben.

Zum Glück wird aus Tod und Vergehen nach ewigen Gesetzen zugleich neues Leben. Die Degeneration einer Kultur bedingt den Anbruch einer anderen Kultur-epoche. Gerade die gewaltigsten Bahnbrecher der umwälzenden physikalischen Erkenntnisse werden zu Begründern einer höheren Stufe der Menschheitsgeschichte. Rutherford entdeckt im Mikrokosmos des Atomkerns als letzte äußerste Erkenntnis das gleiche Wunder, das den Makrokosmos unausforschlich macht, Planck und Einstein bekennen sich auf Grund ihrer wissenschaftlichen Forschung öffentlich zu Gott und seiner allmächtigen Schöpferkraft. Das ist ein Ereignis von wahrhaft revolutionärer, unabsehbarer Konsequenz. Was sich hier ankündigt, ist nicht mehr und nicht weniger als die Synthese zwischen Denken und Glauben und damit das hoffnungsträchtige Kommen eines neuen Erdzeitalters.

Damit ist aber auch uns Verwaltern des Wortes eine gewaltige Aufgabe überbürdet. Wie kurzsichtig ist es doch, im Zuge einer so revolutionären Entwicklung zu vermeinen, daß unsere Gegenwart so und nicht anders sein könne, als sie ist. Wirklich?

Sind Wasserverschmutzung, Luftverpestung, Lebensmittelvergiftung, Verkehrschaos, Hölle des Lärms, Atomkrieg, Selbstvernichtung der Menschheit unsere

einzig mögliche Gegenwart und Zukunft — so und nicht anders?

Der vorhin zitierte Satz Dürrenmatts müßte richtig lauten: Wenn die Welt zu einem ungeheueren technischen Raum wird und sonst nichts — so wird sie untergehen.

Daraus schließen wir, daß die Aufgabe des Geistesarbeiters gerade darin besteht, die Welt zu retten. Mit Albert Schweitzer glauben wir, daß unsere Institutionen versagen, weil der Geist der Unkultur in ihnen wirkt. Die große Aufgabe des Geistes aber ist es, Weltanschauung zu schaffen, in der die Ideen, Gesinnungen und Taten der Zeit begründet sind.

Ist das Utopie? Hoffentlich! Denn die ganze Geschichte des Fortschritts ist die Geschichte der Verwirklichung von Utopien. Die Ideale eines Sokrates und Plato, die Philosophie des Aristoteles haben ein Weltzeitalter geprägt. Wüstenprediger und Einsiedler wie Jesus, Mohammed, Buddha bestimmen durch ihr Wort das Leben von Hunderten von Millionen Individuen. Die Flugschriften eines kleinen Schriftstellers namens Rousseau bedeuteten den Aufbruch der Revolution, und ein weltfremder Philosoph namens Marx hat aus seinem Emigrantenstübchen die halbe Welt von Grund auf verändert.

Welchen Anlaß hätten wir zur Resignation und Kapitulation? Es läßt sich diskutieren über Weltanschauung und jede Form des Denkens. Aber sein Werkzeug, das Wort, aufgeben, das heißt, das Schreiben seines Sinns entleeren, heißt für den Schriftsteller, sich selbst zu entmündigen und die Kapitulation zu vollziehen. Die Übernahme einer Verantwortung ist nicht unbegründeter Idealismus. Sie ist die Erfüllung unserer Funktion in einer Gesellschaft, in der wir die Wahl haben, mit einer überlebten Welt zusammen unterzugehen, oder aber, als noch so bescheidene Arbeiter eine neue Welt mitzuschaffen.

Peter Lotar